

„Suchen, um zu finden, und finden, um noch mehr zu suchen“, dieser Satz des hl. Augustinus gilt uns allen: ein wahrer Christ kennt keinen Immobilismus . . . Wie der Wächter, von dem Isaias spricht, liegen Wir auf der Lauer und halten jedesmal, wenn sie im Dunkel der Nacht auftauchen, jene Zeichen fest, die die Vorboten eines leuchtenden Morgenrots sind.

## Papst Paul VI. an die ökumenischen Konzils-Beobachter

Alle auf Christus  
Getauften mögen  
die Einheit der  
Christen erleben  
und in beständigem  
Fleiß fördern.  
Allgemeine Gebets-  
meinung für  
Januar 1964

1. Die ökumenische, allen Christen der Erde zugewandte und verpflichtete Hirtensorge der Kirche hat mit der Zweiten Session des Zweiten Vatikanums eine neue Phase erreicht, insofern sie sich der Wirklichkeit christlicher Solidarität immer mehr öffnet. Die Allgemeine Gebetsmeinung für Januar

1963 hatte noch „das bei den Protestanten erwachte Verlangen nach kirchlicher Einheit“ angesprochen, das sie „zur Erkenntnis der wahren Kirche führen“ möge. Wir versäumten damals nicht, dieses Anliegen aus der konkreten und völlig veränderten Lage der Christenheit zu betrachten, die in der Anwesenheit zahlreicher, als Vertreter ihrer Kirchen eingeladenen ökumenischer Beobachter-Delegierter zur Rechten des Papstes in St. Peter sichtbar wurde. Viele Katholiken haben dieses epochale Ereignis einer sich anbahnenden Versöhnung dahin verstanden, daß von den Eingeladenen der erste Schritt zur „Rückkehr“ getan worden sei, wie wir wissen, zu Unrecht. Es wurde von den Gläubigen vielleicht nicht beachtet, daß auch die Katholiken zur besseren Erkenntnis der wahren Kirche geführt werden sollten. Der Verlauf der Zweiten Session hat gezeigt, welche neuen Aspekte die wahre Kirche anzunehmen willens ist. Auch sie kehrt zurück zum Urbild Christi. So hat es Papst Paul VI. in seiner Eröffnungsansprache gefordert.

Die Gebetsmeinung im kommenden Monat der Gebetsoktav für die Wiedervereinigung der Christen gründet auf der Vision der Einheit, die Papst Johannes XXIII. mit seinem „Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen“ entfaltet hatte, ein mit Bedacht gewählter Name, der es vermied, die „Kirchen“ zu nennen, es aber nicht hinderte, sich um diese Kirchen zu bemühen. In der Formulierung der Gebetsmeinung werden „die getrennten Brüder in Christus“ diesmal nicht abgesondert. Es wäre irrig, zu meinen, nur sie würden hier auf ihre ernstgenommene Taufe angesprochen, und ihre konkrete kirchliche Existenz als Glieder bestimmter Gemeinschaften, die untereinander sogar in einer sie verpflichtenden „Gemeinschaft von Kirchen“ zusammengeschlossen sind, würde

ausgeklammert. Tatsächlich werden *alle* in Christus Getauften angesprochen, alle ohne Unterschied, um für die Einheit der Christen in beständigem Fleiß zu wirken.

Das ist kein Widerspruch zu der kirchlichen Sicht ökumenischer Gutachten für die Zweite Session des Konzils (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 43 f.). Die Gebetsmeinung soll nicht besagen, die Einheit der Christen müsse ausschließlich aus der alle verbindenden Taufe hergeleitet werden. Wenn die Beobachter-Delegierten geltend gemacht haben, daß sie ja nicht als private Christen zum Konzil eingeladen worden sind, sondern als Vertreter ihrer Kirchen, und wenn sie für einen wahren Dialog erwarten, daß nun die von ihnen vertretenen Gemeinschaften als Kirchen angesehen werden und nicht „die Kirche Gottes mit der römischen Kirche identifiziert“ wird, so kann dieser Wunsch mit in das Gebet einbezogen werden im Rahmen der vom Heiligen Vater und vom Konzil gegebenen neuen Möglichkeiten. Nach allem, was seit der Eröffnungsansprache von Papst Paul VI. gesagt wurde und zur Beschlußfassung herangereift ist, möchten viele der Beobachter die Kirche von Rom als die geöffnete Mitte aller Kirchen sehen, wenn sie nur sicher wären, in ihrer eigenen kirchlichen Wirklichkeit besser verstanden zu werden, einer Wirklichkeit, von der sie nun erkennen, wie sehr sie einer Erneuerung bedürftig ist. Wenn von protestantischer Seite etwas zugespitzt gesagt wurde, man sehne sich nicht danach, Glied der römischen Kirche zu werden, „sondern als Glieder ihrer Kirchen ersehnen sie die Gemeinschaft auch mit der römischen Kirche“, so ist immerhin diese Gemeinschaft ein ernsthaft bedachtes Ziel. Es wird um so deutlicher hervortreten, je mehr sich die gemeinte Antithese zur römisch-katholischen Kirche dadurch auflöst, daß diese Kirche ihre Lehre und ihre Struktur erneuert und vertieft. Das Gebet für die Einheit darf von einer Wirklichkeit ausgehen, die auf beiden Seiten aufeinander hin im Werden ist.

2. Ein kluger französischer Beobachter schrieb nach dem Empfang der ökumenischen Delegierten beim Heiligen Vater am 17. Oktober und ihren darauf folgenden Erklärungen zum Kirchenschema (vgl. ds. Heft, S. 155 ff.), es beginnen nun nach einer Periode ökumenischer Romantik

die wirklichen Schwierigkeiten hervorzutreten. Das ist von allen Kundigen immer erwartet worden, und es ist ein Fortschritt, daß man so weit ist, sofern die Schwierigkeiten nicht dramatisiert und in logischer Konsequenzmacherei überkonstruiert werden. Diese Gebetsmeinung kann nicht nach Lösungen suchen, sie soll um gute Lösungen beten. Die Beratungen über das Schema De Oecumenismo werden sicher neue Anregungen und Hoffnungen dafür geben. Katholische Beter lassen ihren Glauben an die Kirche Christi unter der obersten Leitung des Nachfolgers Petri nicht erschüttern, aber sie werden auch dem Heiligen Geist folgen, der die Hirten der Kirche weitergeführt hat, und die neue Entfaltung der Lehre von der Kirche bedenken. Ebenso sicher sollten wir besser lernen, die nicht-römisch-katholischen Christen in ihrem Kirchenbewußtsein ernst zu nehmen und zu beachten, daß ihre Gemeinschaften nicht nur soziale Gebilde sind, sondern wegen ihres Glaubens und der Taufe auf einem übernatürlichen Fundament beruhen.

Folgen wir darum der Rede des Heiligen Vaters vom Michaelstage 1963 an das Konzil. Angesichts der Tatsache, daß diese Rede etwa vier Wochen nach der Bekanntgabe der ökumenischen Bedingungen für einen wahren Dialog gehalten worden ist, die vermutlich dem Papst bekannt waren, darf nicht gefolgert werden, seine Konzilsansprache sei die Antwort darauf, so daß es einen berechtigten Grund gebe, enttäuscht zu sein, wie die erste Bestürzung auf protestantischer Seite zeigte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 100 f., und ds. Heft, S. 154 f.). Der Papst, der zum Ökumenischen Konzil spricht, will dieses wohl zu einer ökumenischeren Haltung führen, zur „allumfassenden Ökumenizität“, wie er sagte, er kann aber nicht auf Wünsche eingehen, die darin gipfeln, die Kirche von Rom solle ihre Einzigkeit nicht achten, die geistlichen Erfahrungen der „Gemeinschaft von Kirchen“ des Weltrates übernehmen und als eine Kirche neben anderen teilen. Tatsächlich teilt ja der Papst diese Erfahrungen, insofern er die ökumenischen Beobachter als Vertreter ihrer Kirchen mit den Vätern des Konzils zusammenführt und ihnen Gelegenheit gibt, in aller Freiheit einen wahren ökumenischen Dialog vorzubereiten oder zu führen. Außerdem ist er in einigen wesentlichen Punkten weit über Johannes XXIII. hinausgegangen. Er hat in der Rede mehrfach die religiösen Gemeinschaften angesprochen und im ersten Punkt des Reformprogramms vom Selbstverständnis der Kirche gesagt, daß sie „ihre Namen von Christus herleiten und Kirchen genannt werden“. Er hat zwar im dritten Abschnitt über das Konzil und die Einheit der Christen zunächst die traditionelle Lehre wiederholt, wonach ihnen „diese Einheit, zu der sie an sich kraft der Taufe gehören müßten, nur von der einen katholischen Kirche angeboten werden kann“ und daß sie „von ihnen ihrem Wesen nach bereits angestrebt“ wird. Diesen Satz sollte man nicht isolieren. Er steht in einem größeren Zusammenhang. Erstens im Rahmen der klaren christozentrischen und bibeltheologischen Fundierung der katholischen Erneuerung, zweitens der Bereitschaft, auf der Grundlage der von Rom repräsentierten Einheit der Kirche, „der festen Lebensordnung, die Christus gewollt hat“, innerhalb des einen Glaubens, der Teilnahme an denselben Sakramenten „und durch eine geeignete Verbindung mit einer einzigen obersten Kirchenleitung“ (deren veränderte Gestalt ja erst beschlossen wird) die möglichste Vielfalt in der Einheit anzuerkennen. Diese Bereitschaft hat er bekräftigt mit einem stellvertretenden

Schuldbekenntnis, das den anwesenden ökumenischen Delegierten zugesprochen wurde mit der Bitte, es „an ihre christlichen Gemeinschaften“ weiterzuleiten. Paul VI. ging sogar noch einen Schritt weiter, als er sagte, er sehe „mit der geschuldeten Achtung auf das von alters her überlieferte und allen gemeinsame Erbe, das die getrennten Brüder bewahrt und zum Teil gut entfaltet haben“. Welch hohes Maß an Anerkennung ihrer Kirchen!

Aber der Papst muß auch berücksichtigen, daß seit der 2. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Evanston (1954) mit Bedacht und mit wachsender, obwohl nicht unbestrittener Einsicht das konfessionelle Selbstbewußtsein der nicht-orthodoxen Kirchen von der Suche nach der Fülle Christi stark aufgelockert wird. Besonders aus Kreisen der protestantischen Missionen wird die Parole gefördert: „Die Kirchen müssen sterben“, sie müssen sich zueinander öffnen und der Selbstrechtfertigung entsagen, weil ihnen jeweils nur „gewisse Elemente der Einen Kirche Christi anvertraut“ seien, damit alle Gaben Christi zusammengetan werden. Das Dokument „Einheit“ von Neu-Delhi (1961) hat diese Ansätze weitergeführt. Ohne sich in diese Entwicklung und die ihr eigene Wahrheitsfindung einzumischen, kann das Lehramt der Kirche auch nicht die Augen vor dieser Wirklichkeit verschließen. Eine von Rom ausgesprochene formelle Anerkennung aller dieser aus wahren Christusglauben lebenden Gemeinschaften als „Kirchen“ würde — selbst in der Einschränkung des Dokumentes von Toronto (1950), daß nicht eine Anerkennung als Kirche in Vollsinne nötig sei — einen Status festigen, der transitorisch geworden ist. Das beweisen viele legitime Unionen von „Kirchen“ und die Planung neuer. Darf Rom diesen Prozeß aufhalten? Es darf das so wenig, wie es die eigene Erneuerung aufhalten dürfte. Rom muß aber das von Christus gewollte Leitbild der Einen Kirche unter dem Einen Guten Hirten zeugniskräftig erhalten! Das ist seine besondere Bürde.

3. So sieht heute die Begegnung der sich erneuernden Kirche mit den anderen christlichen Kirchen aus. Deren Leitungen scheinen merkwürdigerweise diese energische Erneuerung der Kirche beinahe zu fürchten, weil sie spüren, daß sie in dem Willen zur eigenen Erneuerung hinter den Anstrengungen der „Kirche von Rom“ nicht zurückstehen dürfen. Sicher steht auch noch manches Schuldbekenntnis derer aus, „die Kirchen genannt werden“, und es könnte sich auf die Frage erstrecken, wieweit wesentliche Wahrheiten des gemeinsamen Glaubens dem Zeitgeist geopfert wurden, was angesehene evangelische Theologen wissen und lehren. Aus allen diesen Erwägungen ergibt sich das rechte Verständnis der Gebetsmeinung, daß „alle auf Christus Getauften die Einheit der Christen erleben und in beständigem Fleiß fördern mögen“. Weder Papst Paul VI. noch seine ökumenischen Besucher halten eine baldige Verwirklichung für möglich. Der vordergründige Optimismus ist im Guten beendet. Vielleicht ist es so, wie es der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Dr. 't Hooft, formulierte, daß „das ökumenische Erlebnis eine neue Erfahrung für alle Kirchen ist“ und „noch nicht die Denkkategorien entwickelt worden sind, die diese neue Erfahrung angemessen beschreiben können. Wir versuchen, ökumenische Realitäten in den Denkformen eines vor-ökumenischen Zeitalters zu beschreiben“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 74). Die Formulierung der Gebetsmeinung hält sich an das, was in jedem Falle gesagt werden kann, sie enthält keine bestimmte Lehre von der Kirche; diese wird erst dann

näher bestimmt, wenn das Schema De Ecclesia vom Konzil entschieden worden ist.

In jedem Falle geht es um die kirchliche Einheit aller Christen. Nur wirkliche, d. h. kirchliche Christen können die Einheit in ständiger Inspiration durch den Geist Christi fördern und in der Regel nur so, daß jeder in seiner „Kirche“, wie vollkommen oder unvollkommen sie sein mag, den Weg zur Einheit bahnt. Keine konfessionelle Selbstrechtfertigung, weder individuelle noch kollektive, und kein noch so bescheidener „Triumphalismus“ führen einen Schritt weiter. Deutlich hat es der Heilige Vater bekundet, daß einer dem anderen in brüderlicher Solidarität dienen und keiner aus dem Glauben einen Anlaß zur Polemik ziehen sollte. Die Einheit der Christen wirkt letztlich Gott, indem jeder Christ seine Aufgabe in der ganzen, ihm erschlossenen Wahrheit und mit ganzer Liebe als heilige Gewissenspflicht vollzieht.

**Daß das Evangelium Christi unter den buddhistischen Völkern ungehindert verkündet werden kann. Missionsgebetsmeinung für Januar 1964**

Es gilt in der modernen Missionswissenschaft als eine nicht länger mehr zu bestreitende Tatsache, daß das Werk der christlichen Glaubensverbreitung trotz immer wieder versuchter Anläufe während der letzten vier Jahrhunderte und einer beträchtlichen missionarischen Intensivierung während der letzten 50 Jahre die Herzen der asiatischen Völker nicht zu erreichen vermocht hat. Ob es sich dabei um Muslime, Hindus oder die Anhänger des Buddha handelt, die Begegnung mit den Gläubigen dieser drei Hochreligionen verlief bis heute für die Sendboten des Evangeliums wenig erfolgreich, vielfach fand sie noch nicht einmal statt.

Dieser Tatbestand hat seine Gründe, sowohl äußere als auch innere. So hart die äußeren auch sein mögen (Abgelegenheit der Missionsfelder, Schwierigkeit der Sprachen, Widerstand der einheimischen Führungsschicht), die inneren sind schwerwiegender. Ernst Benz hat sie in seinen „Ideen zu einer Theologie der Religionsgeschichte“ (Mainz/Wiesbaden 1960) aufgezeichnet. Das frühe Christentum stand genauso wie das Judentum gegenüber allen heidnischen Religionen in einer Abwehrstellung. Deren Götter wurden als Dämonen betrachtet. Andererseits sahen schon die griechischen Apologeten im Heidentum eine natürliche Gottesoffenbarung verwirklicht. Sie bezeichneten sie mit Logos spermatikos und praeparatio evangelica inter gentes (Klemens von Alexandrien, Strom. 6, 7). Ähnliches gilt auch für Augustin in seiner Auseinandersetzung mit Varro. Auch er greift auf eine natürliche Theologie zurück, die sich — wie Maurus Heinrichs OFM in seinem jüngst erschienenen Buch „Katholische Theologie und asiatisches Denken“ (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1963, 270 S.) schreibt — „gegen die Mythen der Völker und die vom Staat protektionierten Religionen absetzt“ (Augustinus, De civitate Dei, 6, 4 ff., PL 40, 180 ff.). In den Retractationes (I, Kap. 13, 3) schreibt Augustinus: „Was jetzt die christliche Religion genannt wird, hat in alter Zeit immer bestanden und war vom Beginn des Menschengeschlechtes an, bis Christus im Fleisch erschien, niemals unbekannt. Von dieser Zeit an begann man die wahre Religion, die heute da ist, die christliche zu nennen.“ Wenn dieses richtungweisende Wort des großen Kirchenvaters auch nicht immer im Alltag der christlichen Mission beherzigt wurde, vergessen wurde es nicht. Immer fanden sich Heilige, Denker und

Missionare, die, durch die Zeitumstände veranlaßt, die Auseinandersetzung zwischen Christen und den nichtchristlichen Religionen neu zu umschreiben und zu vertiefen suchten, wobei sie auf die natürliche Theologie und die Lehre vom Logos spermatikos zurückgriffen. Beispiele dafür bieten der heilige Franz von Assisi (dessen Auseinandersetzung mit dem Islam von Thomas von Celano I, 55 ff. beschrieben ist), Nikolaus von Kues nach dem Fall Konstantinopels (1453), der die Verschiedenheit der Kulte und Religionen in ihrer Mannigfaltigkeit als von Gott gewollt und auf seine Herrlichkeit bezogen sieht (Nikolaus von Kues, „Über den Frieden im Glauben“, Leipzig 1943), und die in China wirkenden Jesuitenmissionare Robert de Nobile und Heinrich Roth.

Trotz solcher immer wieder festzustellenden Rückbesinnungen auf den Sinngehalt der großen nichtchristlichen Religionen blieb der Erfolg der christlichen Mission bei der Ausbreitung der christlichen Botschaft in den asiatischen Ländern gering. Und zwar — wie es scheint — vor allem deshalb, weil die „heidnische“ Religion zunächst von der christlichen Lehre her gesehen und an ihr gemessen wurde. Das war unausbleiblich und konnte sich auch so lange nicht ändern, als man von den fremden Religionen, ihrem Kern, ihrem Wesen nichts Genaueres wußte. Es bedurfte langer Vorarbeiten, um in etwa den Geist des Islams, des Hinduismus und Buddhismus zu begreifen. Diese Arbeit ist vornehmlich von der modernen Religionswissenschaft geleistet worden. Sosehr sie auch ein Kind der Aufklärung ist, soehr sie im einzelnen religiöse Phänomene wie geschichtliche betrachtet und behandelt hat und auch heute noch — wenigstens in Deutschland — betrachtet und behandelt (und ihnen auf diese Weise letztlich nicht gerecht werden kann), so sehr kommt ihr doch das Verdienst zu, die notwendigen Methoden zur Erforschung der fremden Religionen entwickelt und zumindest teilweise den Auswirkungen der dialektischen Theologie um Karl Barth, nach der alle Wahrheitswerte in den nichtchristlichen Religionen abzulehnen sind, entgegengewirkt zu haben. Auch das Verdienst, nach und nach erkannt zu haben, daß das Wesentliche, der Urgrund der asiatischen Hochreligionen nicht mit späteren Systematisierungen und fixierten Lehren verwechselt werden darf, kann der modernen Religionswissenschaft nicht abgesprochen werden. Das Problem, das sich der christlichen Theologie heute stellt, hat Heinrichs (a. a. O., 80 ff.) wie folgt umschrieben: „Wie kann der Absolutheitsanspruch des Christentums bei der ehrlichen Anerkennung des Wahrheitsgehaltes in den nichtchristlichen Religionen aufrechterhalten werden, wobei diesen zugleich eine Heilsbedeutung im Plane Gottes zuerkannt wird?“

#### *Die drei Fahrzeuge des Buddhismus*

Dies ist in der Tat die entscheidende Frage, will die christliche Mission in absehbarer Zeit wirksamer als bisher die Kirche in die Herzen der asiatischen Völker einpflanzen. Denn sie steht angesichts der Menschen im Osten vor drei Schwierigkeiten, von denen zwei vorreligiöser Natur sind: Sie begegnet Menschen, die nicht von der Ratio bestimmt werden, sondern vom Herzen. Diese Menschen greifen nicht die Welt an und auf, sondern sind in ihr geborgen und orientieren sich kontemplativ an ihr. Sie leben folglich aus einem Gestalts-, nicht Begriffsdenken, der Gestalt (forma) Christi, der Gestalt der Kirche wendet sich ihre Aufmerksamkeit zu, nicht dem Begriff der Kirche oder einer systematisierten Lehre. In der Form und im Ge-